

THOMAS  
KASTURA

Das dunkle  
Erbe

Kriminalroman

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe Oktober 2010  
Knaur Taschenbuch  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Copyright © 2008 by Droemer Verlag  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Thilo Beckmann – [www.thilobeckmann.de](http://www.thilobeckmann.de)  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-63883-5

2 4 5 3 1

Die Geschichte ist frei erfunden, wenngleich die Orte, an denen sie spielt, zum größten Teil wirklich existieren. Manche der Personen in diesem Buch haben reale Menschen zum Vorbild.

*Für Gerald*

*Præeo et sequor*

BERNHARD SCHWAN verharrte auf der Schwelle. Der Vernehmungssaal erwartete ihn.

Ein gewöhnliches Büro. Schreibtisch. Gepolsterte Stühle mit Armlehnen. Eine Fensterfront auf der gesamten Länge des Zimmers, fast wie in einem Atelier. Neu, sauber, als seien die Handwerker erst vor kurzem mit den Arbeiten fertig geworden. An der Wand ein Kalender, er zeigte eine Landschaft vor einem niedrigen Horizont. Wiesen, Steinmüerchen, Schafe. Ganz in der Nähe musste das Meer liegen.

Einer der beiden Polizisten führte Schwan an seinen Platz. Der Uniformierte schaute sich um, als erwäge er die Fluchtmöglichkeiten.

Schwan ließ sich auf dem Stuhl nieder, der dem Schreibtisch gegenüberstand. Er war überraschend bequem.

Der Polizist legte dem mutmaßlichen dreifachen Mörder die Hand auf die Schulter. Schwan hatte sich bislang kooperativ verhalten. Aber bei diesen stillen, verschlossenen Typen wusste man nie. Durch den Stoff von Schwans Hemd war weder Aufregung noch Angst zu fühlen. Dann verließ der Polizist mit seinem Kollegen den Raum.

Die wenigen Verdachtsmomente würden bestimmt bald entkräftet sein, dachte Schwan. Es war nur eine Frage der Zeit. In der Arrestzelle hatte er sich entspannen können. Er war zum ersten Mal wieder zur Ruhe gekommen seit den schrecklichen Geschehnissen der vergangenen Tage. Doch eine Zelle war eine Zelle. Sie diente dazu, jemanden einzusperren, ihn abzuschotten. Zur Verwahrung oder zur Bestrafung. Niemand fühlte sich in einer Zelle wohl.

Den Vernehmungssaal empfand Schwan jedoch als eine

Art neutrale Zone. Die Tür war nicht abgeschlossen. Der Abstand zwischen seinem Stuhl und den Wänden war erträglich. Noch hatte der Raum nicht Partei ergriffen. Vermutlich war er schallisoliert, und die beiden Polizisten hatten vor der Tür Aufstellung bezogen. Das musste wohl so sein.

Bernhard Schwan stand unter dringendem Tatverdacht. So hatten die Worte des Kommissars bei der Festnahme am Vormittag gelautet. Es war ein kurzer Schritt gewesen von der Autobahnkapelle St. Raphael zum Polizeipräsidium in Köln-Kalk. Die Räume glichen sich. Hier wie dort wurde anfangs geleugnet und am Ende doch gestanden, das war deutlich zu spüren. Hier wie dort erhoben sich eine Reihe von Fragen, die unterschiedliche Antworten erforderten, je nachdem.

Die Fenster besaßen keine Griffe. Das machte nichts, zumindest hatte Schwan freien Blick nach draußen. Das half ihm, seine Gedanken zu ordnen. Der Himmel, die Wolken, das Unsichtbare. Er wollte Auskunft geben, nach bestem Wissen und Gewissen. Er wollte erfahren, was geschehen war. Die Tür öffnete sich.

Raupach nickte dem Kollegen Mülder zu, dessen Uniform an den Schultern sichtlich spannte, und betrat den Raum. Sein aus der Mode gekommener, dunkelblauer Anzug hatte in letzter Zeit stark gelitten. Seit ein paar Monaten trug er ihn wieder anstelle der legeren Alltagskleidung, die er während seiner dreijährigen Arbeit im Polizeiarchiv als ausreichend erachtet hatte. Bald würde er einen zweiten Anzug anschaffen müssen, um den alten, liebgewonnenen zu schonen. Da ihm Ware von der Stange meist nicht passte, graute ihm bereits vor der Anprobe.

Schwan besaß einen ganzen Schrank voller Anzüge. Inzwischen trug er sie nur noch, wenn es unbedingt nötig war.

Die Tür schloss sich.

»Mussten Sie lange warten?« Raupach stellte zwei Kunststoffbecher auf den Schreibtisch. Er legte einen Aktenordner daneben und setzte sich.

»Nicht der Rede wert«, gab Schwan lächelnd zurück.

Raupach konnte kaum glauben, wie einfach es am Ende gewesen war. Ein glücklicher Zufall. Nachdem die Fahndungsmeldung von den Radiosendern übertragen worden war, hatten sie von einem Autofahrer per Handy einen Hinweis bekommen.

Warum war es nicht immer so? Ein aufmerksamer Bürger fuhr auf einen Parkplatz und verständigte die Polizei. Meistens dachten die Leute, der Staat funktioniere auch ohne sie. Man zahlte seine Steuern, und das war's, *all inclusive*, innere Sicherheit, Gefahrenabwehr, Strafverfolgung, wie bei der Müllabfuhr.

Bei Johan Land, dem tragischen Brandstifter, den Raupach vor einiger Zeit gefasst hatte, war Köln ein Dschungel gewesen, in dem man jederzeit von der Bildfläche verschwinden konnte. Kaum jemand hatte etwas von Lands Flucht gesehen oder gehört. Der Mann war überaus nüchtern und überlegt vorgegangen, nach einem genau vorgezeichneten Plan. Er hatte sich mit dicken Wintersachen getarnt.

Bernhard Schwan hatte dagegen nichts unternommen, um seine Identität zu verschleiern. Er wirkte wie ein Kind, das in den falschen Bus gestiegen war und daran zu zweifeln begann, ob es je wieder den Nachhauseweg finden würde.

In seinem hellblauen Polohemd, einer ausgewaschenen Jeans und Retro-Turnschuhen sah dieser jugendhafte Mann sogar sympathisch aus. Er war ein bisschen kleiner als Raupach, in den Schultern breiter, aber schlank und beweglich in den Hüften. Sein Gesicht war länglich, sein Blick stets ein wenig fragend.

Schwan war Allgemeinarzt und besaß eine Praxis in einer



kleinen Villa in Marienburg. Das war Oberklasse, altes Geld, Privatpatienten.

Allem Anschein nach hatte er zwei Menschen auf dem Gewissen. Wahrscheinlich sogar drei, wenn sich Raupachs Annahmen bestätigten: Schwans Ehefrau Sophie, seine Geliebte Gesa Simon sowie seine Praxispartnerin Dr. Eva von Barth.

Raupach reichte ihm einen Becher Kaffee.

Schwan war erleichtert. Der gleiche Kommissar wie in St. Raphael. Raupach hatte sich geräuspert, als er die Kapelle betreten und hinter Schwan stehen geblieben war. Mit Rücksicht auf den geweihten Ort hatte er Schwan flüsternd festgenommen.

Der Kaffee war weder zu stark noch zu schwach, mit einem Spritzer Milch. »Wo ist die Kommissarin, die meine erste Aussage aufgenommen hat? Sind Sie jetzt für mich zuständig?«

»Frau Thum untersucht den Tod von Gesa Simon. Sie wird uns zu gegebener Zeit Gesellschaft leisten.« Raupach ließ sich hinter dem Schreibtisch nieder und sah Schwan aus unergründlichen Augen an.

Der Raum schien schlagartig kleiner zu werden. Schwan bemerkte die Kameras unter der Decke, er hatte einer Videovernehmung zugestimmt. Er fühlte sich wieder schuldig.

»Womit fangen wir an?« Raupach schlug den Aktenordner auf. Zuerst befand sich ein Skript, das er zur Vorbereitung des Gesprächs angefertigt hatte.

»Mit dem Mord an Eva von Barth?«, fragte Schwan.

»Mord?«

»Oder etwa nicht?«

»Wie kommen Sie darauf, dass Ihre Praxispartnerin umgebracht wurde?«

»Sie ist jetzt seit drei Tagen verschwunden. So lange wür-

de sie nie wegbleiben, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Unsere Chefarzthelferin, Frau Rosinsky, musste alle ihre Termine absagen.«

»Eva von Barth kann auch geflohen sein. Um sich der Festnahme zu entziehen.«

»Das hieße ja, dass Eva ...« Schwan schüttelte energisch den Kopf. »Ausgeschlossen.«

»Ich gehe nur alle Möglichkeiten durch.«

»Völlig abwegig.«

»Standen Sie in engem Kontakt?«

»Nur beruflich.« Schwan richtete den Blick an die Decke.

»Gott möge ihrer Seele gnädig sein.«

Raupach machte sich eine Notiz. Heide war Schwans Religiosität schon am Anfang der Ermittlung aufgefallen. Als Sophie Schwan mit durchgeschnittener Kehle gefunden worden war, hatte er sich bekreuzigt und für seine verstorbene Frau ein Gebet gemurmelt.

Diese Vernehmung war so etwas wie ein Neuanfang. Raupach wollte das Gespräch offen gestalten, um möglichst viele Informationen zu bekommen. Schwan hatte zu den beiden gesicherten Todesfällen bereits vor drei Tagen ausgesagt. Damals war er nicht festgenommen worden, weil es zu wenig Indizien gegeben und keine Flucht- oder Verdunkelungsgefahr bestanden hatte. Beides hatte sich geändert. Außerdem wurde ein drittes Kapitalverbrechen immer wahrscheinlicher. Nur die Leiche fehlte noch.

Bislang war Heide Thum mit der Sache befasst gewesen. Heide war eine hervorragende Ermittlerin. Das lag vor allem daran, dass sie ihre Stärken und Schwächen richtig einzuschätzen wusste. Sie hatte zweierlei bemerkt: Nach Lage der Dinge kamen sie nur durch eine ausführliche Vernehmung Bernhard Schwans weiter, und darin war sie nicht gerade Expertin. Darüber hinaus hatte sie das Gefühl, dass diese

Geschichte einen doppelten Boden besaß, wie sie sagte. Heide konnte es nicht besser ausdrücken, aber solche Gefühle trogen sie so gut wie nie.

Deshalb hatte sie Raupach um Hilfe gebeten. Obwohl er wegen einer privaten Angelegenheit quasi im Urlaub war und nur in wirklich dringenden Fällen gestört werden wollte. Beide waren lang genug Polizisten, um die Dinge so zu nehmen, wie sie kamen. Mit der Festnahme in St. Raphael war er in den Fall eingestiegen.

»Was haben Sie in der Autobahnkapelle getan?«, fuhr Raupach nach einer längeren Pause fort. Schwan sollte genug Zeit haben, seine Erinnerungen abzurufen. Dies war kein Verhör, bei dem der Täter von vornherein feststand. Er behandelte Schwan nicht als Hauptverdächtigen, sondern als Zeugen.

»Ich habe an Eva gedacht. An Gesa. Und natürlich an Sophie.« Er gab Raupachs forschenden Blick zurück. »Die drei wichtigsten Frauen in meinem Leben sind plötzlich alle tot. Ist das nicht furchtbar?«

»Es ist noch nicht erwiesen, ob Ihre Kollegin zu den Opfern gehört.«

»Wollen Sie mich trösten, Herr Kommissar? Eva lebt nicht mehr. Ich weiß nicht, warum, aber sie war bestimmt die Dritte auf der Liste.«

»Welche Liste?«

»Es kommt mir so vor, als gebe es eine Art Plan, oder? Um mich zu bestrafen.«

»Wer könnte Interesse daran haben, Sie zu bestrafen?«, fragte Raupach.

»Am ehesten wohl ich selber.« Schwan seufzte und schüttelte den Kopf, als sei ihm nicht zu helfen. »Ich habe meine Frau betrogen, und wenn man eine Sünde begeht, muss man sie aus der Welt schaffen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Es genügt nicht, die Beichte abzulegen und um Vergebung zu bitten. Buße tun ist ein aufwendiges Unterfangen. Zuerst muss man seine Schuld im Sakrament der Versöhnung tilgen. Dann muss man sich um die Folgen der Sünde kümmern und sie auf irgendeine Weise ausgleichen. Damit sich die schlechte Tat nicht fortpflanzt.«

»Wie soll das gehen?«

»Ich habe mich immer wieder entschuldigt. Bei Sophie, bei Gesa. Bei allen, die von meiner Midlife-Crisis betroffen waren. Denn das war es letzten Endes, reiner Egoismus, ich wollte mich ausprobieren, sehen, ob ich noch landen kann bei den Frauen. Sogar Frau Rosinsky hat darunter gelitten. Sie musste Termine für mich vortäuschen. Das heißt, sie musste Sophie anlügen.« Schwan nickte gewichtig. »Sünden ziehen weite Kreise.«

Seltsame Ansichten. Sie wirkten extrem, wie bei wiedererweckten Christen, die sich von heute auf morgen zu bigotteren Eiferern wandeln. Doch sie enthielten auch einen Kern Wahrheit. Es stimmte: Wenn die Menschen überhaupt einmal Fehler einsahen, taten sie das meist nur für sich selbst, im Stillen. Wer kam schon auf den Gedanken, Leute um Verzeihung zu bitten, die von den eigenen Fehlritten direkt oder auch nur am Rande etwas abgekriegt hatten? Bei der Polizei hieß das Täter-Opfer-Ausgleich. Die Parteien wurden zusammengeführt, und man sprach im Beisein eines Kommissars über die entsprechenden Delikte: Diebstahl, Raub, Körperverletzung und dergleichen. Bei einem Mord war das nicht so einfach.

Im Grunde gab Raupach dem Mann recht. Aber darum ging es hier nicht.

»Seit wann haben Sie Ihre Frau betrogen?«

»Mein Verhältnis mit Gesa dauerte drei Monate, von Januar bis Mitte April. Ich habe es vor einer Woche been-

det.« Schwan sprach mit Gewissheit, ohne zu stocken. »Vier Tage bevor sie starb.«

»Wie ging diese Trennung vonstatten?«, fragte Raupach.

»Ich fuhr zu ihr und habe ihr alles erklärt.«

»Was genau?«

»Dass es zu Ende ist und ich meiner Frau wieder treu sein will. Dass es mir leidtut, Gesa Hoffnungen gemacht zu haben.«

»Wie hat Ihre Freundin reagiert?«

»Sie fiel aus allen Wolken.«

»Wer täte das nicht?« Raupach stellte sich diese Enthüllung vor: Ab sofort werde ich ein neuer Mensch – leider kann ich dich dabei nicht gebrauchen. »Hat sie Ihnen eine Szene gemacht?«

»Nach dem ersten Schock wollte sie wissen, ob sich unsere beruflichen Pläne jetzt ändern.« Schwan beugte sich vor, als sei Raupach ein Kollege, mit dem er Neuigkeiten austauschte. »Gesa ist Heilpraktikerin. Sie sollte eine eigene Praxis in den Kellerräumen der Villa bekommen.«

»Lukrativ, in dieser teuren Gegend.«

»Ich hätte ihr Patienten geschickt, Eva sicher auch. Gesa hatte Schwierigkeiten, sich eine entsprechende Klientel aufzubauen. Es hätte sich für sie auf jeden Fall gelohnt.«

»Da Sie mit ihr Schluss gemacht haben, wäre wohl nichts daraus geworden.«

»Aber nein! Natürlich wäre ich bei unseren Absprachen geblieben«, widersprach Schwan. »Schon als Entschädigung für meinen ... privaten Rückzieher.«

»Schwierige Situation«, überlegte Raupach. »Für Ihre Frau, meine ich. Wenn die Exfreundin zur beruflichen Partnerin wird und täglich in Ihrer Nähe ist.«

»Warum? Die Fronten waren doch geklärt.«

»Das sehen Sie aber sehr optimistisch.«

»Sophies Vertrauen zu mir war erschüttert, keine Frage. Ich musste es neu aufbauen. Das ging am besten, indem ich ihr zeigte: Sieh her, ich kann mit Gesa unter einem Dach arbeiten, und trotzdem läuft nichts mehr zwischen ihr und mir. Nur auf freundschaftlicher Basis.«

»Ist das nicht ein bisschen viel verlangt?«

»Es war auch viel verlangt, dass Sophie mir überhaupt verzeiht.«

»Hat sie es getan, bevor sie starb?«

»Ich denke schon.«

PHOTINI KAM nicht an der Empfangstheke vorbei. Der Zerberus war mit furchteinflößenden Zähnen bewaffnet und rollte böse die Augen, den Schlund des Hades bewachend. So stand es bei Homer. Angeblich ließ er sich mit Honigkuchen besänftigen. In der Mythologie waren solche Dinge kinderleicht.

»Warum geben Sie mir nicht einfach die Schlüssel?«, sagte Photini.

Frau Rosinsky blieb hart. »Die Polizei hat doch schon Doktor Schwans Praxis auf den Kopf gestellt. Wollen Sie, dass die Leute noch mehr reden?«

»Aber Dr. Barth –«

»Von Barth!«

»Ihre Chefin«, setzte Photini erneut an, »ist verschwunden. Nachdem zwei Morde verübt wurden.«

»Ihre Kollegen haben überall herumgeschnüffelt. Auch in den Räumen der Frau Doktor.«

»Vielleicht haben sie etwas übersehen. Wollen Sie mich an der Sicherstellung von Beweismitteln hindern?« Ein kleiner Bluff.

»Für Ihr Alter spielen Sie sich ganz schön auf.«

Manche Leute tragen ihre Macken jahrzehntelang mit

sich herum. Irgendwann gehen sie auf die sechzig zu, haben diverse Zahnüberkronungen, Anti-Aging-Kuren und Kernspintomographien an sich vornehmen lassen, aber an dem Umstand, dass sie selbstherrliche Ekel sind, ändern sie nichts.

»Auch ich habe einen Chef, Frau Rosinsky. Und der möchte, dass ich alles noch mal in Augenschein nehme.«

»Wo ist Ihr Durchsuchungsbefehl?«

Die alte Sekretärin war im Recht. Eva von Barth stand nicht unter Tatverdacht. Die Polizei durfte bei ihr nicht nach Belieben ein und aus gehen, selbst wenn sie ein mutmaßliches Mordopfer war. Ohne zwingende Hinweise, dass die Durchsuchung zum Auffinden bestimmter Beweismittel führen wird, war Photini auf Kooperation angewiesen. Eine bloße Vermutung wie bei Bernhard Schwan reichte nicht.

Sie betrachtete die Stuckdecke des hohen Raumes, von dem zwei Gänge zu den Sprech- und Behandlungszimmern abgingen. Die Jugendstilvilla wirkte bestimmt beruhigend auf die Patienten. Man hatte nicht den Eindruck, zum Arzt zu gehen, sondern fühlte sich wie bei einer Einladung zum Nachmittagstee. Auf dem Boden lagen schwere Teppiche. Photini kam sich mit ihrem schwarzen Lederjackett deplaziert vor, doch nur für einen Augenblick.

»Gibt es einen Hausmeister, der mir weiterhelfen kann?«

»Herr Hornung kommt normalerweise nur zweimal die Woche. Sie müssen mit mir vorliebnehmen.« Ein ironisches Lächeln. »Doktor Schwan hat die Arzthelferinnen nach Hause geschickt. Ich halte hier allein die Stellung und vertröste die Patienten.«

»Wie oft sind Sie hier?«

»An jedem Werktag. Die Sprechzeiten sind von acht bis zwölf am Morgen und von vierzehn bis siebzehn Uhr am Nachmittag. Dienstag- und Donnerstagnachmittag macht

Doktor Schwan seine Hausbesuche. Am Freitag schließen wir schon um zwölf Uhr mittags.« Bevor Photini etwas erwidern konnte, fuhr sie fort. »Seit dieser Zeit habe ich Doktor von Barth nicht mehr gesehen. Sie würde nicht längere Zeit wegbleiben, ohne es zu sagen.«

»Was macht sie am Wochenende? Unternimmt sie mal einen Ausflug, besucht sie Verwandte?«

»Die Frau Doktor lebt zurückgezogen. Sie kennt nur ihren Beruf.«

Photini warf einen Blick auf die Notizen, die sie von Höttges erhalten hatte. Ihr Kollege besaß eine feine, gestochene Handschrift, die sie dem Dicken gar nicht zugetraut hätte. »Am Freitagnachmittag sind beide meistens noch allein in der Praxis und erledigen ihren Papierkram.«

»Schrecklich, was mit Doktor Schwans Frau passiert ist«, sagte die Sekretärin. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass er irgendetwas damit zu tun hat. Zu Doktor von Barth hatte er immer ein gutes Verhältnis. Auf rein geschäftlicher Ebene, versteht sich.« Sie wandte sich wieder ihrem Computer zu, als hielte sie das Gespräch für beendet.

Photini stellte sich auf die Zehenspitzen, um besser über die Empfangstheke sehen zu können. Sitzunterlage auf dem Drehstuhl, Pfefferminzbonbons in Griffweite, eine kleine chinesische Teekanne. Frau Rosinsky hatte sich an ihrem Arbeitsplatz häuslich eingerichtet. Neben der Tastatur stand eine Fotografie in Passbildgröße, mit einem dünnen Goldrahmen. Sie zeigte eine junge, lebhafte Frau Anfang zwanzig. Ein schrillgemustertes Rüschenkleid und die Frisur deuteten auf die siebziger Jahre hin. Der Mann an ihrer Seite wirkte ernst und ganz mit seiner respektablen, etwas unzeitgemäßen Erscheinung beschäftigt: Bürstenhaarschnitt, irgendwelche Abzeichen am Revers. Das Mädchen schmiegte sich an ihn wie auf einem alten Filmplakat, Wange an Wange,



was er zu ignorieren schien. Unwahrscheinlich, dass er noch lebte. Das Foto war alt, Frau Rosinsky trug keine Ringe.

An der Pinnwand waren Postkarten befestigt: Rügen, die Toskana, eine Wolkenkratzerstadt in den USA. An der Schreibtischlampe hing eine lederne Kette mit verschiedenfarbigen Holzkugeln.

»Waren Sie in Griechenland?« Photini deutete auf den vertrauten Gegenstand. Ihr Vater spielte damit herum, seit sie denken konnte.

»Das ist eine Gebetskette.«

»Komboloi. Die gibt es auch in der Türkei.«

»Hab ich in Githion gekauft. Das ist eine Stadt auf dem Peloponnes.«

»Meine Familie stammt aus Kalamata. Ich kenn die Dinger, glauben Sie mir.«

Frau Rosinsky hob den Kopf.

»Heute benutzt man den Autoschlüssel, um die Finger in Bewegung zu halten. Beschäftigungstherapie für Männer.«

»Mir hat man gesagt –«

»Die religiöse Bedeutung spielt kaum mehr eine Rolle.« Photini zuckte mit der Schulter. »Aber Ihre Komboloi haben Stil.«

»Die meisten sind aus Plastik.« Frau Rosinsky rümpfte die Nase. »Was meinen Sie, wie lange ich nach einer hübschen Kette gesucht habe?«

»Githion. War das eine Rundreise?«

»Mit dem Schiff, von Kreta aus. Seit wann leben Sie in Deutschland?«

»Mein Vater ist seit vierzig Jahren hier. Darf ich?« Photini beugte sich vor und nahm die Kette von dem Lampengestänge. Sie schlenkerte damit herum, vor und zurück, in kreisenden Bewegungen. »Liegt gut in der Hand.«

Frau Rosinsky nahm ihr das Komboloi ab und hängte es wieder an seinen Platz. »Nur ein Souvenir.«

»Bestimmt verbinden Sie schöne Erinnerungen damit.«

»Es war eine ... überraschende Reise.«

Photini betrachtete die Postkarten. Urlaub war ein Fremdwort für sie. In jedem Herbst fuhr sie zum Geburtshaus ihres Vaters in der alten Heimat und half ihren Eltern, dort alles in Ordnung zu halten. Einmal war sie mit einer Kollegin auf Mallorca gewesen, mit dem Ergebnis, dass Photini in den meisten Nächten am Meer spazieren ging, während die Kollegin Sex im Akkord hatte – mit wechselnden Partnern. Als Photini beim Duschen ein gebrauchtes Kondom fand, legte sie es ihrer Kollegin unters Kopfkissen und nahm den ersten Flieger zurück nach Köln.

»Die guten Zeiten sind kurz«, sagte Photini und dachte an ihre wenigen Liebschaften. Sie konnte sie an einer Hand abzählen, es war nichts Weltbewegendes dabei.

Frau Rosinsky nahm ein Pfefferminz und starrte für ein paar Augenblicke durch die junge Polizistin hindurch. Was sie in Githion erlebt hatte, würde ihr noch lang im Gedächtnis bleiben. Überraschend – und kurz, wie die Polizistin gesagt hatte. Dann öffnete sie eine Schublade und holte einen einzelnen Schlüssel hervor. »Damit kommen Sie überall rein. Schließen Sie wieder hinter sich ab.«

»Wollen Sie nicht mitkommen?«, fragte Photini verdutzt.

»Ich habe hier zu tun.« Die Andeutung eines Lächelns.  
»Sie müssen Ihre Arbeit schon allein machen.«

»Danke.«

Loyal und diskret bis zum Umfallen, aber mit einem weichen Kern. Photini revidierte ihre Meinung über den Zerberus. Wachhunde waren auch nur Menschen.

Zuerst sah sie sich in der Praxis der Frauenärztin um. Die Geräte waren veraltet, der Untersuchungsstuhl erinnerte

mit seinem verchromten Gestänge und den Lederauflagen an ein Folterinstrument. Auch der Wehenschreiber hatte schon bessere Tage gesehen. Das Ultraschallgerät stammte immerhin aus einer Zeit, in der Photini bereits geboren war. An den Wänden Rauhfasertapete. Eva von Barths Patientinnen schienen keinen Wert auf eine moderne Ausstattung zu legen.

Aber alles war klinisch sauber, nichts lag ungeordnet herum. Photini streifte Handschuhe über und filzte den gesamten Raum. Das Einzige, was hier nicht hingehörte, war ihr schon beim Eintreten aufgefallen: eine Klarsichtmappe auf Eva von Barths Eichenholzschreibtisch. Sie enthielt Baupläne der Villa. Photini unterschied die verschiedenen Etagen. Anscheinend überlegte sich die Ärztin, das Kellergeschoss umzugestalten. Mehrere Entwürfe zeigten unterschiedliche Lösungen: Auf einem waren verschiedene Räume skizziert, beschriftet mit »Praxis G. Simon«. Ein anderer sah ein »Schwimmbad« fast über der gesamten Grundfläche vor, mit Pfeilern zum Abstützen. Beide Pläne waren mit Kugelschreiber durchgestrichen. Das letzte Blatt zeigte den derzeitigen Zustand des Kellers. Viele verschachtelte Räume. Wörter wie »Isolierung« und »Dämmung« standen handschriftlich daneben. Dieses Blatt lag obenauf.

Photini hatte an der Straße eine Mulde für Bauschutt gesehen. Offenbar stand der Umbau unmittelbar bevor.

Vielleicht gaben die privaten Räume der Ärztin mehr Aufschluss. Photini passierte die Empfangstheke, Frau Rosinsky war in Patientenakten vertieft und nickte ihr nur kurz zu. Auf diese Weise ignorierte sie, dass jemand in ihr Reich eindrang.

Im ersten Stock befand sich die Wohnung der vermissten Ärztin. Ein Geländer, glattpoliert von zahllosen Händen. Eine Tür mit gusseisernem Gittereinsatz. Der Geruch von Bohnerwachs.